

Buchbesprechungen

Die deutsche Ostpolitik 1961—1970

Kontinuität und Wandel. Dokumentation, herausgegeben von Boris Meissner. Verlag Wissenschaft und Politik, Köln 1970. 448 S., 38,— DM.

„Die Ostpolitik der Bundesrepublik Deutschland vollzieht sich auf drei Ebenen. Sie umfaßt die Beziehungen zur Sowjetunion, die infolge der Viermächteverantwortung für ganz Deutschland einen besonderen Charakter aufweisen, die Beziehungen zu den anderen Oststaaten und die innerdeutschen Beziehungen. Die vorliegende Dokumentation betrifft die Beziehungen auf den beiden erstgenannten Ebenen und damit die Ostpolitik im engeren Sinn.“

Mit diesen hölzernen Worten eröffnet, den Rahmen absteckend, der be- und anerkannte konservative Sowjetologe *Boris Meissner* das Vorwort zu seiner neuesten Publikation, einer Veröffentlichung des „Göttinger Arbeitskreises.“ Dokumentiert werden insgesamt 183 Reden, Vorträge, Interviews, Noten von „grundsätzlicher Bedeutung“ sowie sonstige Erklärungen führender Politiker der BRD — beginnend mit den „Entschließungsanträgen des Auswärtigen Ausschusses des Deutschen Bun-

destages vom 31. Mai und 9. Juni 1961, angenommen am 14. Juni 1961“, endend mit der „Rede von Bundeskanzler *Brandt* in der Debatte zum ‚Bericht über die Lage der Nation‘ am 16. Januar 1970“. Nach der Absicht des Herausgebers soll das Ziel der Dokumentation darin liegen, „das Verständnis für die Notwendigkeit einer aktiven Ostpolitik zu fördern und zugleich Geschichtsklitterungen vorzubeugen“. Ein löblicher Vorsatz, indes: löst das Buch den Anspruch ein?

Grundsätzliche Zweifel sind anzumelden: Zum ersten erscheint es mehr als fragwürdig, Geschichtsklitterungen ausgerechnet und allein mit Reden u. a. wirksam entgegneten zu wollen, so diese nicht dem realen politischen Geschehen konfrontiert werden — was im vorliegenden Band nicht geschieht. Zum zweiten bleibt das Auswahlprinzip notwendig subjektiv und damit angreifbar — es erscheint z. B. nicht überzeugend, daß ein für die Unionsparteien so gewichtiger Mann wie *F. J. Strauß* nur einmal, und zwar in einem Interview, zu Wort kommt: Das dürfte seine Bedeutung für die Ostpolitik doch wohl unterschätzen. Vollends aber kann das Buch das innenpolitische Ringen, von dem die Linie der Ostpolitik doch im entscheidenden Maße abhängt, „redend“ gewiß nicht transparent machen.

Auch die das Buch bestimmende Konzeption Meissners erscheint nicht restlos überzeugend. Zunächst unterscheidet er zwei Phasen in der Entwicklung der bundesdeutschen Ostpolitik: Die erste sieht er durch die nahezu ausschließlichen Beziehungen zwischen der BRD und der UdSSR gekennzeichnet, die im Buch nicht weiter ausgeführt wird; die zweite, von der das Buch handelt, ist bestimmt durch die Abkehr von dieser einseitigen Festlegung zugunsten von Beziehungen zu allen Oststaaten. Diese Phase unterteilt Meissner wiederum in drei Abschnitte — „Übergang zu einer flexiblen Ostpolitik (1961—1966)“, die „neue Ostpolitik“ der Regierung der ‚Großen Koalition‘ (1966—1969)“ und die „Modifizierung dieser Politik durch die neugebildete SPD-FDP-Regierung.“

Ist nun die Politik der SPD-FDP-Regierung tatsächlich nur eine „Modifizierung“ der Politik der Großen Koalition? Wohl sprach Kanzler Brandt in seiner Regierungserklärung vom 28. 10. 1969 davon, die Politik seiner Regierung stünde „im Zeichen der Kontinuität“, er betonte aber gleichzeitig und unmißverständlich, daß sie ebenfalls „im Zeichen der Erneuerung“ stehen werde. Wogegen, wie bekannt, sich schon damals die CDU verwahrte, von heute gar nicht zu sprechen. Ich glaube kaum, daß es sich lediglich um eine „Modifizierung“ handelt, sondern wirklich um eine andere, neue Politik, die von der CDU kaum eingeschlagen worden wäre.

Mir scheint, Meissners Einschätzung ist im Zusammenhang mit seiner nicht gering zu nennenden Bindung an die CDU zu sehen. Bei allen Einwänden: „als Hilfsmittel für die außenpolitische Praxis“ nur schwerlich, wohl aber „als Baustein für eine eingehende Untersuchung der Beziehungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und den Oststaaten“ könnte die Dokumentation mit ihrem reichhaltigen Material recht gut dienen — vorausgesetzt, man ist sich ihrer politischen Beschränkungen bewußt.

Hanno Beth

Klaus von Schubert

Wiederbewaffnung und Westintegration

Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte.
Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1970. 216 S., 9,80 DM.

Die Historiker der jüngsten Vergangenheit beginnen, nachdem sie zunächst die Epoche der Weimarer Republik und des nationalsozialistischen Regimes in einer Vielzahl von Monographien untersucht haben, sich der Geschichte der Bundesrepublik zuzuwenden. Klaus von Schuberts Schrift über die Wiederbewaffnung und Westintegration zählt zu den ersten speziell dieser Frage gewidmeten Arbeiten und trägt mit wissenschaftlicher Akribie ein reichhaltiges einschlägiges Dokumentenmaterial zusammen.

Der innerdeutsche Meinungsstreit über die Wiederbewaffnung und die Einfügung der Bundesrepublik in das westliche Bündnisssystem werden eingehend analysiert, ebenso die Haltung der Westmächte während einzelner Etappen der Entwicklung. Bemerkenswert sind die Feststellungen des Autors, wonach die ersten Überlegungen hinsichtlich einer deutschen Wiederaufrüstung schon Ende 1948 in der Bundesrepublik angestellt wurden. Die Aufstellung kasernierter Polizeiformationen in der DDR gab dem *Rheinischen Merkur*, dem Organ des rechten CDU-Flügels, Anlaß am 6. November 1948 die Aufstellung bewaffneter Abwehrformationen zu fordern. Damit begann in Deutschland die öffentliche Debatte über eine Wiederaufrüstung, die sich zunächst vielfach in der Form von Leserschriften in den Zeitungen abspielte.

Einer der ersten „Fachleute“, die es verstanden, die Wiederaufrüstung vor einflußreichen Politikern zu vertreten, war Feldmarschall *Rommels* ehemaliger Generalstabschef, General *Speidel*, der — dies sei nebenbei aus anderen Quellen zitiert — maßgebendes Mitglied einer sich als „Gralsbund“ tarnenden Geheimgesellschaft ehemaliger Nazis, von Anhängern *Mathilde Ludendorffs* und von anderen völkischen Narrenklubs war.

Der Koreakrieg gab dann dem Gedanken einer deutschen Wiederaufrüstung auch international mächtigen Auftrieb. Klaus von Schubert stellt vor allem die innerdeutsche Auseinandersetzung um die Wiederbewaffnung in den Vordergrund seiner Untersuchungen und schildert dabei breit die Gegnerschaft, auf die sie stieß: bei maßgebenden Kreisen der Sozialdemokratie, beim pazifistisch-neutralen „Nauheimer Kreis“ des Würzburger Historikers *Ulrich Noack* und bei der von dem derzeitigen Bundespräsidenten *Heinemann* mitbegründeten „Deutschen Notgemeinschaft“. Er macht auch deutlich, daß *Adenauer* mit der Ablehnung der auf Neutralisierung Deutschlands zielenden Sowjetnote vom März 1952 die Chance einer deutschen Wiedervereinigung auf Jahrzehnte hinaus vergab und mit seiner „Politik der Stärke“ die Bundesrepublik für Jahre in eine außenpolitische Sackgasse führte, aus der herauszukommen sich gerade jetzt alles eher denn einfach erweist. Das Buch Klaus von Schuberts ist also in unserer schnelllebigen Zeit eine recht nützliche Gedächtnisstütze, die mancherlei Legendenbildung entgegenwirken kann.

Walter Gysling

Klaus von Beyme

Interessengruppen in der Demokratie

Verlag R. Piper & Co, München 1969, 220 S., Paperback
14,80 DM.

Klaus von Beyme leistet mit dieser Arbeit dreierlei gleichzeitig: er referiert den internationalen Stand und die Richtungen der For-

schungsarbeit über die Interessengruppen, er gibt einen durch eigene Stellungnahmen kritisch akzentuierten Überblick über die Problemgeschichte des Forschungsgegenstandes, er zeigt durch begleitende kritisch-analytische Reflexion das Defizit der Forschung auf. Dabei bleibt die Arbeit durch die Form der Darstellung einem weiten Leserkreis zugänglich.

Das ganze Buch durchzieht die kritische Auseinandersetzung mit den Selbstverständnis und Praxis der Interessengruppen interpretierenden global ansetzenden Gesellschaftstheorien. *Pluralismus-Theorien*, denen einst das Verdienst zukam, entdeckt zu haben, „daß der Staat keineswegs alle Loyalitäten absorbiert“ (S. 28), sind dem Verfasser suspekt, wenn sie in ontologisierte Gleichgewichtstheorien ableiten (siehe z. B. S. 196 ff.). Die Aufnahme von vulgär-naturrechtlichen Voraussetzungen, die zu einem bestimmten Menschenbild und zu einem inhaltsleeren Gemeinwohlbegriff führen, und dazu systemtheoretische, d. h. Zusammenhang von Gegensätzlichem annehmende Einschübe scheinen diese Veränderung einer ursprünglich dynamischen, auf Konfliktaustrag zielenden Theorie des sozialen Wandels hervorgerufen zu haben. Oder — weniger prinzipiell, konkret aus der Perspektive der Interessengruppenforschung betrachtet: „In den pluralistischen Gesellschaften werden die majoritären Spielregeln der Parlamente immer wieder als Fremdkörper empfunden und durch proportionalistische Konfliktvermittlung“ unterlaufen (S. 101).

K. v. Beyme bemerkt wiederholt und zu Recht, wie ich meine, daß sich damit die pluralistische Gleichgewichtstheorie in die Nähe der von ihr im Grundsatz doch bekämpften Theorien der absoluten Konfliktlosigkeit bzw. -harmonisierung begeben habe; daß diese Entwicklung mit den Bedingungen des Spätkapitalismus zusammenhängt, insofern als die Widersprüche dieser Gesellschaft überspielt und verdeckt werden müssen, sieht v. Beyme ebenfalls (S. 196).

Den elitären Charakter der Konflikte harmonisierenden Gemeinwohl-Konzeptionen macht v. Beyme mehrfach eindringlich deutlich: „Die Gefahr ist dabei nicht ausgeschlossen, daß die Definition des Gemeinwohls einer herrschenden Elite überlassen wird, auf deren höhere Einsicht man vertraut“ (S. 18, 201). Ehrlich gesagt, waren ein ausgesprochenes Ärgernis für mich die wiederholten Hinweise v. Beymes auf die Konvergenz von konservativen und progressiven Theorien der Konfliktlosigkeit im Hinblick auf ihre Zielvorstellungen, weil diese Hinweise unter Verwendung eines undifferenzierten Marxismusbegriffs erfolgen.

Es ist gewiß richtig, davon auszugehen, daß in den Staaten, die v. Beyme anscheinend bedenkenlos als „sozialistisch“ akzeptiert (S. 78 f.), eine konsequent pluralistische Auffassung der

Gesellschaft „die Auffassung der Gesellschaft als Zweiklassenmodell im Kapitalismus und der Entwicklung zur klassenlosen Gesellschaft im Sozialismus“ untergraben und die führende Rolle der kommunistischen Partei in allen politischen und sozialen Bereichen anfechten würde (S. 208 f.). Aber gerade dies hätte zu einer gründlicheren (als der von v. Beyme S. 74 ff. durchgeführten) Auseinandersetzung mit der Frage herausfordern müssen, ob nicht von genuin Marx'schem Denkansatz her und mit Marx'schem Instrumentarium andere Denkergebnisse möglich sein können, zumal v. Beyme selbst die Studien des Polen *Stanislav Ehrlich* in dieser Beziehung hervorhebt (Seiten 10, 202).

Sicher besteht, um einen weiteren Punkt m. E. nicht differenziert genug verfahrensritisch zu erwähnen, zwischen den Anhängern des *Korporatismus* und des *Rätesystems* Übereinstimmung darüber, daß sie beide „den Parlamentarismus und seine territorial-repräsentative Basis durch eine funktionale und meist indirekte Repräsentation“ ersetzen wollen; aber ehe v. Beyme die Frage nach den Arbeitsmöglichkeiten des Rätesystems in der hochindustriellen Gesellschaft stellt und negativ beantwortet (worin ich ihm folgen kann, jedenfalls, soweit es um den Anspruch des Rätesystems geht, ein gesamt-gesellschaftliches, den Staat ersetzendes System zu sein), hätte er erörtern müssen, daß der Korporatismus vor-demokratisch-antiparlamentarisch motiviert ist, während das Rätesystem in Fortführung des Demokratisierungsprozesses radikaldemokratisch den Parlamentarismus positiv aufheben will (vgl. S. 182 ff.).

Theorien mittlerer Reichweite, die unter Anerkennung fundamentaldemokratischer Wertsetzungen und in Anwendung System- und kommunikationstheoretischen Instrumentariums eine beschleunigte Weiterführung des Demokratisierungsprozesses ermöglichen wollen, wobei die Steigerung der Partizipation und die der Effektivität sich positiv zueinander verhalten sollen, hält v. Beyme für durchaus tragfähig. Doch auch hier meldet er — wie ich meine — höchst bedenkenswerte Vorbehalte an: Bisher hat die Forschung nur relativ vage Aussagen über die Beziehung von innerverbandlicher Partizipation und Demokratie erbracht (S. 190 f.); wir wissen noch viel zu wenig über die Korrelation von Partizipation und Effizienz (S. 193); bisher ließ sich weder nachweisen, „daß eine autokratische Führungsform zugleich zur Vernachlässigung der Interessen der Mitglieder führt“, noch „daß wachsende Partizipation der Mitglieder die Führung von Verbänden notwendigerweise leistungsschwächer werden läßt“ (S. 60); es besteht die Gefahr, daß Partizipation als Zweck an sich verabsolutiert wird (S. 193) und dadurch das Individuum, das heute großenteils in mehreren Verbänden organisiert ist, über-

fordert wäre, „wenn es in allen mehr als Konsument der angebotenen Dienstleistungen sein wollte“ (S. 194); vor allem aber — und dies scheint mir das gewichtigste Argument, das nötig ist, das Angebot von Partizipationsmodellen für Verbände, Parteien, Schule und Universität kritisch zu filtern:

„Ohne Internalisierung der demokratischen Spielregeln, ohne Demokratisierung der politischen Kultur eines Systems, in dem die Verbände wirken, bleiben die besten Organisationsmodelle zur Erhöhung der Partizipation technokratische Utopien“ (S. 194).

Intensiv diskutiert v. Beyme, immer internationale Materialien in seine Erwägung einbeziehend, die Faktoren des Einflusses der Interessengruppen, die Adressaten ihres Einflusses (Parlamente, Regierung, Bürokratie, Justiz, Parteien, öffentliche Meinung), ihre Methoden der Einflußnahme, die Auswirkungen der Bedingungen des Regierungssystems auf die Verbände und die Problematik institutionalisierter Interessenrepräsentation.

Besonders aufschlußreich sind die Aussagen des Autors über die *Rolle der Gewerkschaften*, wobei man beachten muß, daß er von dem Grundsatz ausgeht, daß das Verhältnis der Interessengruppen zu Staat und Gesellschaft überwiegend zustimmend ist (S. 30). Mit dieser Einstellung der Interessengruppen verbunden ist die — wie v. Beyme rügt — vor-schnell meist als Manipulation der Interessen abqualifizierte Anpassung der Ideologien und Funktionen an den sozialen Wandel (S. 47), die ja gerade immer wieder die Gewerkschaften geleistet haben. Wichtig scheint mir der Hinweis, daß die Legitimation der Gewerkschaften heute „immer weniger bloß aus der Quantität der Organisierten abgelesen werden kann“, wenn und solange die Nichtorganisierten die Arbeit der Gewerkschaften loyal anerkennen (vgl. die differenzierte Aussage s. 54).

Eingehend stellt v. Beyme auch das Verhältnis von Gewerkschaften und Parteien dar, er geht dabei von der Feststellung aus: „Je größer die sich als ‚Volksparteien‘ deklarierenden modernen ‚Omnibusparteien‘ wurden, desto betrogener und verbandsdurchlässiger wurden sie im Innern“ (S. 110). Daraus folgte für Europa der Trend zur Revidierung der engen Beziehung zwischen Gewerkschaften und Arbeiterparteien (S. 132). Demgegenüber wäre nach v. Beyme zu bedenken, daß sozialistische Parteien nur in den Ländern für längere Zeit Regierungsverantwortung trugen, „in denen eine enge Symbiose zwischen Arbeiterpartei und Gewerkschaften besteht...“ (S. 132).

Klaus v. Beymes respektable Leistung — gestützt auf die Auswertung der internationalen Forschung — ist die Ent-Dämonisierung der Macht der Verbände und die Ent-Diskriminierung des Interesses und seiner Vertretung (vgl. z. B. S. 29, 91, 98, 124, 156).

Dennoch bleibt gerade unter diesen Aspekten nach Ansicht des Verfassers noch genug für die Interessengruppenforschung zu tun: Es fehlt an Untersuchungen, „welche die Einrichtungen und Organisationsformen im Zusammenhang der politischen Systeme analysieren“ (S. 9); es gibt keine Untersuchung aller wichtigen Entscheidungen in einem System über einen längeren Zeitraum (S. 156); das Problem der latenten Interessen ist bisher zugunsten der Überbetonung des Einflusses organisierten Drucks vernachlässigt worden (S. 29); die Forschung hat sich bisher überwiegend auf eine Beschreibung der Gruppen und der Adressaten von Gruppenwünschen beschränkt und sich viel zu wenig Rechenschaft „über die Tiefenwirkung der von Gruppen angewandten Methoden gegeben“ (S. 155).

Dr. Helga Grebing

Renate Wald

Industriearbeiter privat

Eine Studie über private Lebensformen und persönliche Interessen. Ferdinand Enke Verlag, Stuttgart 1966. VII, 170 S., kart. 28,— DM.

Ober das Freizeitverhalten des Arbeiters in der Bundesrepublik sind Mutmaßungen im Umlauf, die auf jahrzehntealten Vorurteilen beruhen. Er wisse mit seinen durch Arbeitszeitverkürzungen rapide gewachsenen Mußestunden nichts Gescheites anzufangen, beispielsweise. Oder: er greife lieber zur Bier- bzw. Schnapsflasche als zu einem Buch. Im übrigen gehe es ihm viel zu gut, da er zur Urlaubszeit im eigenen Automobil gen Italien fahre. Es dürfte kaum jemanden geben, der derart törichte Kommentare nicht schon gehört oder gelesen hätte. Die Wirklichkeit sieht allerdings anders aus.

Wie in etwa, das teilt Dr. Renate Wald in ihrer Untersuchung mit. Diese Studie, wie die Autorin ihre Veröffentlichung nennt, kann zwar nicht als repräsentativ gelten — dazu ist der Kreis der Befragten zu klein; aber sie gibt dennoch wichtige Aufschlüsse. Vor allem deshalb, weil die Verfasserin die Arbeitssituation der befragten Arbeiter in die Untersuchung mit einbezieht. Dadurch gewinnen die Ergebnisse der Befragung nicht nur an Authentizität, sondern sie werden auch verständlich.

Befragt wurden 160 angeleitete Arbeiter eines Betriebes der Textilchemie mit etwa 1800 Beschäftigten insgesamt. Renate Wald ermittelte, daß fast drei Viertel aller Befragten (72,5 vH) — im Spinnsaal war der Prozentsatz noch höher — über körperliches Unbehagen als Folge der Schichtarbeit, der Luftverunreinigung durch Schwefelkohlenstoff und der Hitze am Arbeitsplatz klagten.

Die starke vor allem auch nervliche Belastung durch die Arbeit bleibt selbstverständlich nicht ohne Auswirkungen auf das Freizeitver-

halten. Renate Wald schreibt dazu: „Neben die Notwendigkeit langer körperlicher Restaurationszeiten mit Schlafen und Ausruhen und Luft schnappen. ... trat daher das Bedürfnis nach langen seelischen Restaurationszeiten. Man hatte den Wunsch, ‚innerlich alle Viere von sich zu strecken‘, ‚sich lang zu machen‘, ‚zu trödeln‘, ‚zu dösen‘ bzw. beim Durchblättern der Zeitung, bei ‚netter‘ Radiomusik oder vor dem Fernsehschirm ‚abzuschalten und nichts mehr zu denken‘. Die gefühlsmäßige und geistige Abspannung wurde immer wieder erwähnt. Von den in Tagschicht Beschäftigten gaben 45,7 vH, von den in drei Wechselschichten Arbeitenden sogar 55,4 vH an, daß Ausruhen‘, ‚Ausspannen‘, ‚nichts Besonderes tun‘ in ihrer Freizeit eine wesentliche Rolle spiele, bzw. daß sie ihre Freizeit im ganzen mehr passiv zubrachten.“

Hier wird deutlich, daß in vielen Fällen die gesamte arbeitsfreie Zeit noch dafür verwendet werden muß, sich von der Arbeit auszuruhen. Diese mißliche Situation wird für etwa ein Drittel der befragten Arbeiter zusätzlich durch einen Arbeitsweg hin und zurück von über einer Stunde Dauer verschärft. Für eine Persönlichkeitsverwirklichung des Arbeiters in der Freizeit fehlen da schon aus physischen Gründen alle Voraussetzungen.

Bedenkt man dies, so können die weiteren Ergebnisse der Untersuchung nicht überraschen; es kann nicht verwundern, daß 53,8 vH keine eigenen Bücher besitzen, 36,7 vH kaum oder gar nicht lesen, 45,6 vH am liebsten Schlager hören und 41,9 vH mit ihren Kenntnissen zufrieden sind und sich kein weiteres Wissen aneignen wollen.

Hinzu kommt, auch das ergab diese Befragung, daß die Arbeiter ihre freie Zeit überwiegend zu Hause zubringen und sich ihre gesellschaftlichen Kontakte fast ausschließlich auf Familienangehörige beschränken. Bei der eingangs beschriebenen Arbeitssituation leuchtet das ein. Das eigene Heim empfinden sie als Oase zum Ausruhen, und dementsprechend richten sie es sich „gemütlich“ ein. Außerhalb der eigenen vier Wände wird selbst der Urlaub nur von knapp einem Drittel der befragten Arbeiter verlebt. Dabei dürfte allerdings auch die finanzielle Lage eine wesentliche Rolle mitspielen.

Wenngleich, wie gesagt, die von Renate Wald erstellte Untersuchung wegen der geringen Zahl der Befragten nicht als repräsentativ gelten darf, so gibt sie dennoch wichtige Aufschlüsse über das Freizeitproblem. Aus der Studie läßt sich deduzieren, daß für den Arbeiter der gegenwärtige Stand der Arbeitszeitverkürzungen in vielen Fällen noch nicht ausreicht, die freie Zeit zur Persönlichkeitsverwirklichung zu nutzen. Außerdem kommt hinzu, daß die bisherige Praxis der Grundschule sich als ungeeignet erwies, dem Arbeiter das

geistige Rüstzeug für eine höher qualifizierte Freizeit zu liefern. Überdies provozierten die hinter uns liegenden turbulenten Zeiten die vorherrschende Übung, sich in den kleinen und überschaubaren Bereich des Privaten zurückzuziehen.

Diese „Schneckenhausideologie“ ist natürlich Gift für jedes demokratische Gemeinwesen. Hier käme es für jedermann — und für die Arbeiter insbesondere — darauf an, engagiert teilzunehmen am politischen Leben. Renate Wald legt in ihrer Veröffentlichung somit Ergebnisse vor, die nicht ohne Konsequenzen bleiben dürfen. Eine vorausschauende Bildungspolitik, weitere Arbeitszeitverkürzungen und die qualifizierte Mitbestimmung vor allem sind es, die dem Arbeiter helfen können, daß ihm seine freie Zeit zu mehr wird als nur zu Ruhezeit, daß sie ihm Muße gewährt, an den öffentlichen Fragen Anteil zu nehmen und seine Persönlichkeit zu verwirklichen.

Günther Heyder

Detlef Brandes

Die Tschechen unter deutschem Protektorat

Teil 1. R. Oldenbourg Verlag, München 1969. 372 S., 45,— DM.

Karl Bosl (Hrsg.)

Aktuelle Forschungsprobleme um die erste tschechoslowakische Republik

R. Oldenbourg Verlag, München 1969. 209 S., 28,— DM.

Detlef Brandes, einem jungen, aus Jugoslawien stammenden Historiker, verdanken wir die erste systematische Untersuchung des Loses der Tschechen unter der deutschen Besetzung. Sein auf jahrelangen Studien beruhendes Buch umfaßt nur die Zeit von 1939 bis zum Attentat auf Heydrich 1942. (Ein zweiter Teil soll folgen.) Aber es beleuchtet sehr gut die systematische, auf die Auslöschung der Tschechen als Nation hinzielende Unterdrückungspolitik der Nationalsozialisten.

Brandes, der sich eine sehr gute Kenntnis der tschechischen Sprache angeeignet hat, hat nicht nur die Archive im Westen, sondern auch die zur Verfügung stehenden tschechischen Quellen in Prag und Brünn studiert. Bezeichnenderweise ist ihm der Zutritt zum Deutschen Zentralarchiv in Potsdam verwehrt worden.

Über Einzelheiten seiner Darstellung läßt sich natürlich streiten; vor allem scheint es uns, daß dem Aspekt der antisemitischen Politik der Nationalsozialisten gerade im tschechischen Bereich zuwenig Aufmerksamkeit geschenkt worden ist. Die sogenannte „Arisierung“ war nämlich ein sehr wesentliches Element der Germanisierung der Wirtschaft, weil man jedes Unternehmen, an dem vor 1939 Juden Anteile ge-

hört hatten, mag es auch ganz in den tschechischen Bereich gehört haben, unter dem Titel der „Arisierung“ einfach in deutsches Eigentum überführte. Aber im Grunde widerspiegelt das Buch sehr gut die Brutalität des nationalsozialistischen Vorgehens; der Autor schenkt den einzelnen Gruppen im — vielfach unterschätzten, tschechischen Widerstand sehr viel Aufmerksamkeit. Zum ersten Mal erfahren deutsche Leser, daß die später erfolgte Aussiedlung der Deutschen aus der Tschechoslowakei eine Forderung der Widerstandsbewegung war, und daß *Benesch* in den ersten Jahren von London aus dagegen ankämpfte, wobei er mit Argumenten, die er dann selbst 1945 beiseite geschoben hat, die Widerstandskämpfer in der Heimat von der Unmöglichkeit einer solchen Forderung zu überzeugen versuchte.

In dem Band „Aktuelle Forschungsprobleme um die Erste Tschechoslowakische Republik“ sind Autoren sehr verschiedener Provenienz und Qualität vertreten. Manche Beiträge stellen eine wesentliche Bereicherung der Kenntnisse der Öffentlichkeit über die die Erste Tschechoslowakische Republik bestimmenden Tatsachen dar. Andere sind von politischen Vorurteilen angekränkt, die den dokumentarischen Wert der Arbeit vermindern. Ein tschechischer kommunistischer Historiker geht in seiner Voreingenommenheit gegen den Austromarxismus so weit, daß er diesem ganz wahrheitswidrig nachsagt, er sei in den Vorstellungen der deutschen Machtinteressen in Österreich-Ungarn befangen geblieben.

Ähnlich wie in dem Buch von Brandes stellt der tschechische Historiker *Cerny* manche der über *Benesch* und die Aussiedlung der Sudetendeutschen verbreiteten Legenden richtig. Eine abschließende Arbeit von Professor *Ferdinand Seibt* gibt einen guten Überblick zum Thema „Die Erste Tschechoslowakische Republik im Bild der Forschung“. / *W. Brägel*

Feo Jernsson

Das dritte Europa

Die Epoche der slawischen Stiefkinder? — Günter Olzog Verlag, München 1969. 247 S., 20,— DM.

Feo Jernsson will mit seinem Europabuch neue, den Realitäten angemessene und nicht irgendwelchen, oft fragwürdigen Motiven entspringenden Illusionen Perspektiven aufzeigen und der augenblicklich in politischen Labyrinthen umherirrenden Europapolitik den Weg ins Freie weisen. Ein beträchtliches Unterfangen, das der Autor als persönliches Engagement empfindet. Er geht noch einen Schritt weiter, indem er sich zu Oswald Spenglers Auffassung des Historikers bekennt als eines Deuters der geschichtlichen Entwicklung, ja fast als eines Dichters, aber nicht als eines Wis-

senschaftlers, der im Sinne *Ranke*s das Gewesene so darstellt „wie es wirklich gewesen ist“. Ohne dieses offene Bekenntnis könnte die Sprache Jernssons manchem Einwand begegnen. Ausdrücke wie „prometheischer Mensch“, „Ostseele“ entsprechen nicht der Sprache des Wissenschaftlers, mögen aber bei einer dichterischen Deutung des Welt- und Zeitgeschehens hingenommen werden.

Jernssons These geht dahin, daß dem ersten Europa, geformt durch die griechisch-römische Welt an den Gestaden des Mittelmeeres, ein zweites gefolgt war, dessen Gesicht durch die germanisch-romanischen Völker nördlich der Alpen und nahe der westlichen Küsten unseres Erdteils geprägt wurde. Jetzt stehen wir in der Wende zu einem dritten Europa — das zweite ist unwiderruflich dank der nationalistischen Hybris der Deutschen zerbrochen — dessen Charakter durch die slawischen Völker des Ostens bestimmt wird.

Dabei ist zu beachten, daß deren gesellschaftliches Ordnungsprinzip ungeachtet der jahrhundertelangen westlichen Einflüsse doch ein anderes ist als das des ersten und zweiten Europa. Die griechische wie die germanisch-romanische Welt waren individualistisch ausgerichtet. Irr ihnen dominierte eben der „prometheische Mensch“, sein Leben erfüllte sich in seiner persönlichen Leistung. Bei den Slawen war hingegen das kollektivistische Prinzip vorherrschend, sie waren und sind „Wir-Menschen“, getragen von Emotionen der Brüderlichkeit.

Natürlich gab und gibt es Wechselwirkungen zwischen diesen beiden Prinzipien in beiden Welten. Durch das frühmittelalterliche Christentum zog die Brüderlichkeit auch in die westliche Welt ein, *Peter der Große* und der Marxismus impften umgekehrt die Slawen mit dem Leistungsprinzip.

Jernssons Darlegungen über den Zusammenklang des Marxismus-Leninismus mit den panslawistischen Strömungen erscheinen uns allerdings nicht vollgültig unterbaut. Überzeugender ist, was er über die veränderte Rolle Polens schreibt, das durch die Jahrhunderte als Vorposten des „Abendlandes“ gegen den Osten galt und heute auf der Basis seiner slawischen Grundstruktur die umgekehrte Funktion erfüllt. Bei all dem wird immer wieder betont, daß es weniger die aus dem Westen stammenden marxistisch-kommunistischen Lehren sind, sondern die slawischen Ordnungsprinzipien, die nun nach dem Zusammenbruch des alten Europa infolge der von *Hitler* auf die Spitze getriebenen deutsch-nationalistischen Tendenzen, in Mitteleuropa eingedrungen sind und mit denen alle Europäer, in erster Linie aber die Deutschen, den Weg des Zusammenlebens finden müssen.

Recht interessant ist die nebenbei getroffene und belegte Feststellung, daß die erste Aufforderung an die Tschechen zur Vertreibung

und Aussiedlung der Sudetendeutschen aus den böhmisch-mährischen Randländern von niemand anderem konzipiert wurde als von Bismarck, der damit 1866 die Tschechen gegen Österreich aufstacheln wollte (S. 125). Mit den billigen und hoffnungslos veralteten Klischeevorstellungen über den Osten in der bürgerlichen Welt der Bundesrepublik räumt Jernsson erbarmungslos auf und hier liefert er nützliche Denksätze für eine Umformung des Europa-bewußtseins in weiten Kreisen der Bundesrepublik und auch anderer deutschsprachiger Länder.

Walter Gysssling

John Ardagh

Frankreich als Provokation

Die permanente Revolution 1945—1968. Mit einem Geleitwort von Peter Scholl-Latour. Verlag Ullstein, Frankfurt/M.—Berlin 1969. Aus dem Englischen von K. H. Abshagen, W. W. Elwenspoek, Th. Rocholl, H. Roesch, M. Spitzer. 595 S., Ln. 28,— DM.

Das Buch enthüllt ein Frankreich, das vielen unbekannt sein dürfte. Der Verfasser, Korrespondent der Londoner *Times* in Paris von 1955 bis 1959 und danach häufig in dem Land, dem er sich durch „eine akute Haß-Liebe“ verbunden weiß — wobei jedoch die Liebe weitaus überwiegt —, beschreibt Frankreich jenseits oder unterhalb der politischen Vorgänge: den gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Unterbau. Er tut das nicht vermittels von Statistiken und wissenschaftlichen Analysen, sondern quasi in Form eines Reiseberichts, einer Fahrt durch Provinzen, der Besichtigung von Kulturhäusern, Städten, Fabriken, Dörfern, der Begegnung mit Menschen verschiedener Herkunft. Ardagh erzählt natürlich, als ob wir mit ihm am Cafetisch säßen. Er ist unterkühlt, humorvoll, unpräzise — wofür man ihm dankbar ist; er weiß viel, kennt Dinge bis ins letzte Detail und hebt sich angenehm von den Anspruchsvollen ab, deren erhabene Geste Unwissenheit verbergen soll.

De Gaulle ist also sozusagen ausgeklammert, desgleichen die politischen Parteien. Es wird, im Grunde, von weniger Bekanntem gesprochen. Wir werden jedoch sehen, daß die Methode nicht ganz ohne Nachteil ist. „De Gaulle ist aber für das moderne Frankreich nicht typisch“, schreibt Ardagh. Der General starb, Frankreich wird bleiben, kein gaulistisches, auch kein vogaullistisches Frankreich: etwas Neues. Das ist das Thema. Ardagh spricht nicht (wie es Mode ist) vom Niedergang Frankreichs, sondern von seinem Aufstieg. Eine tiefgreifende Umwälzung vollziehe sich seit Kriegsende: „Frankreich liegt in den Wehen einer verspäteten industriellen Revolution. Und diesen Prozeß hält die Nation für so vordringlich und absorbierend, daß sie ihre gesamten Kräfte dem materiellen Fortschritt und Reformen zu widmen scheint,

sowie dem privaten Gelderwerb und dem Genießen des neuen Wohlstands — die traditionelle schöpferische Versenkung der Franzosen in Ideen, Literatur und Malerei nimmt dagegen nur den zweiten Platz ein.“ Und: „In Frankreich existieren in einem spannungsgeladenen Nebeneinander zwei Volkswirtschaften: eine moderne, die zum größten Teil seit dem Krieg von Technokraten und einigen wenigen großen privaten und staatlichen Unternehmungen aufgepfropft wurde, und darunter eine alte brüchige Infrastruktur, die sich auf Handwerk, niedrigen Absatz bei hohen Gewinnspannen und das Ideal des kleinen Familienbetriebs gründet.“ Bisher hat man meist nur von dieser archaischen Form Kenntnis genommen, die den Durchschnitts-Deutschen im Gefühl nationaler Überlegenheit bestätigte und im übrigen voll heiterer Idylle war.

John Ardagh berichtet von dem vordringenden modernen Sektor, der das Land täglich stärker prägt: „Mehr als drei Millionen Menschen sind seit dem Krieg von den Höfen auf neue Arbeitsplätze abgewandert, und der Bauer alten Typs stirbt langsam aus. Eine Handwerkerökonomie wendet sich dem Massenkonsum zu. Eine Reihe von Provinzstädten wie Rennes oder Bourges, bis vor wenigen Jahren noch stille Seitengewässer, brodeln von neuer Energie und Aktivität. Und in eine Gesellschaft, die bisher von den Älteren und den Vorrechten des Alters beherrscht wurde, dringt jetzt die Jugend und ein neuer Jugendkult ein.“

Seit 1946 steigt die Geburtenrate, der Protektionismus ist der Konkurrenz gewichen, selbst der Verlust der Kolonien gab der Wirtschaft dynamischen Auftrieb. War der Lebensstil des Vorkriegs-Frankreich auf Sicherheit bedacht, so herrscht jetzt eher Wagemut. „Der Prototyp ist heute, könnte man sagen, der Vertreter einer Computerfirma in amerikanischem Besitz, der gern bereit ist, in einen entgegengesetzten Teil Frankreichs umzusiedeln, wenn das ein höheres Gehalt und eine elegantere Wohnung bedeutet, der eher *Galbraith* als *Victor Hugo* zitiert, der über Modernisierung und den Genuß seines eleganten neuen Eigentums und eines Urlaubs in exotischen Ländern in Leidenschaft gerät.“

Ardagh sieht in den staatlichen Plankommissaren wie in den Wirtschaftsmanagern die Stoßkräfte des Wandels: Leute mit neuen Ideen, die resolut überkommene Zustände beseitigen wollen. Da erstehen rings um die alten Städte neue Großsiedlungen, Wolkenkratzer mit neuem Lebensstil, Schlüsselindustrie[^] entfalten sich, Supermärkte verdrängen die kleinen Läden, die Provinz will aus dem 19. gleich ins 21. Jahrhundert vorstoßen, das romantische Paris wird umgestülpt, die berühmte französische Küche — eine bedeutende gesellschaftliche Einrichtung — ist auf dem Rückzug vor den „Grill-Rooms“, Amerika-

nismen breiten sich aus, die Reisesehnsucht — den alten Franzosen unbekannt — wird fast zu einem Trauma. Das und noch viel mehr wird erläutert: Probleme der Jugend, Schulen, Frauen, der Kultur, des Films.

Ardaghs Vorliebe gehört den Neuerern, Managern modernen Typs, die sich um die Politik nicht kümmern, aber ihre Sache vorantreiben, wie der katholische Lebensmittelhändler *Leclerc*, der die Monopolpreise brach, oder der Bürgermeister von Grenoble, *Dubedout*, der die Stadt vorteilhaft veränderte. Darin bekundet sich sicher britische Vorliebe für das Praktische, der die französische Art zu theoretisieren nie geheuer war.

Man merkt dem Verfasser an, daß auch er vom „Ende der Ideologien“ überzeugt ist. Daher ist seine Verachtung der Linksintellektuellen beträchtlich. Das vor der Mai-krise 1968 verfaßte Buch deutet vieles glänzend. Und doch ist dem Autor Wichtiges entgangen — vielleicht weil seine bewußte Außerachtlassung des Politischen ihm ein Schnippchen schlug. In der Jugend wollte er „eher Kumpels als Rebellen“ sehen: da sah er nicht tief genug. Die Maiereignisse zeigten, daß die Gesellschaft keineswegs so entpolitisiert und allein dem wirtschaftlichen Geschehen hingegeben war, wie Ardagh es annahm. Und wie wäre es möglich, das eine vom andern zu trennen? Der Autor scheint hier gleichsam das Opfer seiner eigenen Methode geworden zu sein. Außerdem hat ihn seine Sympathie für das Managertum irregeführt. Die Arbeiterschaft gibt es bei ihm kaum, Gewerkschafter treten nicht auf, als wären sie alle Vertreter einer verrosteten Tradition.

Das sind Schwächen, die gewiß schwerwiegen. Dennoch sei das Buch als Einführung empfohlen, da es etliche, schon längst brüchige Klischees beiseite räumt. *Peter Scholl-Latour* ist beizupflichten, wenn er in seinem Geleitwort dem Verfasser bescheinigt, den Beweis geliefert zu haben, „daß für eine Anzahl aufgeschlossener Engländer der Kanal weniger breit ist als für viele Deutsche der Rhein“. Französische Wörter im Text lese man mit Vorsicht: sie sind häufig falsch geschrieben oder falsch übersetzt, was bei der großen Anzahl der Übersetzer um so erstaunlicher ist.

Heinz Abosch

Immanuel Geiss

Die Afro-Amerikaner

Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt am Main 1969, 190 S., kart., 12,— DM.

Diese Studie soll nach den einleitenden Worten des Verfassers dem „Bedürfnis nach besserer und umfassenderer Information“ dienen. Sie soll über den Rassismus in den USA, seine Geschichte, seine Träger, seine Literatur und die aktuelle Situation berichten und den dubio-

sen „Charakter der amerikanischen Demokratie“ den Bundesrepublikanern deutlich machen, wobei mit Recht auf die faschistische Übereinstimmung der Rassenfanatiker dort wie hier hingewiesen wird.

Ausgangspunkt der Untersuchung ist eine Schilderung des Harlemer Ghettos, in dem es von „intellektueller und politischer Aktivität summt“, und das als die Verkörperung des amerikanischen Dilemmas gekennzeichnet wird, weil es ständig die Glaubwürdigkeit der amerikanischen Demokratie nicht nur in Frage stellt, sondern offenkundig negiert. Kein Wunder, daß im anschließenden Bericht die Rassenunruhen in Los Angeles im Jahre 1965 als voraussehbar bezeichnet werden, weil sie sich aus der Geschichte der Sklaverei und der gegenwärtigen gesellschaftspolitischen Situation erklären und zwangsläufig ergeben.

Die nächsten Kapitel des Buches sind trotz komprimierter Darstellung in aufschlußreicher Weise der „Geschichte der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung“ und in einem weiteren Abschnitt den „Afro-Amerikanern“ von heute gewidmet. Die „drastische Verschärfung der Beziehungen zwischen der weißen herrschenden Gesellschaft und den Farbigen in den USA“ hat den Rassenkampf von damals unter einer neuen farbigen Führungsschicht mit soziologischen Einsichten zum Klassenkampf von heute gemacht, bei dem die traditionelle Gewalttätigkeit der Amerikaner die Auseinandersetzung zunehmend verhärtet.

Das Schlußkapitel des Buches rückt die permanente wirtschaftliche und politische Krise der Weltmacht USA in die unvermeidliche Konfrontation der unterschiedlichen Wirtschafts- und Gesellschaftsstrukturen in Ost und West. Es läßt keinen Zweifel, daß die grundsätzliche Problematik nur nach „links“ hin gelöst werden kann. Das Werk bringt abschließend eine umfangreiche, nach Sachgebieten geordnete und gleichzeitig bewertete Bibliographie, die dem Quellenstudium sehr dienlich sein wird.

Hermann Lücke

Arnold Hottinger

10 mal Nahost

R. Piper & Co Verlag, München 1970, 452 S., Ln. ca. 26,— DM.

Die Probleme des Nahen Ostens werden im Laufe der Jahre nicht weniger und immer öfter bringen die Zeitungen der Welt Nachrichten über Vorgänge aus diesem Gebiet, das durch seine Ölvorkommen für die industriellen Staaten der Welt überaus wichtig ist. Besonders nach der Gründung des Staates Israel, nach der Suez-Krise von 1956 und nach dem Sechstagekrieg von 1967, die Schwierigkeiten in der Ölversorgung mit sich brachten, wuchs das Interesse der Welt an diesem Gebiet. Aber während über Israel viel Literatur existiert, wurde

über das Gesamtgebiet, außer in Zeitungen und Zeitschriften, wenig berichtet.

Wir haben in dieser Zeitschrift vor einiger Zeit über das Buch von *Heinrich L. Kramer* „Naher Osten — ein Zwischenkontinent in Aufruhr“ (GM 4, 1970, S. 251 f.) berichtet, und nunmehr liegt uns ein weiteres Buch über denselben Themenkreis vor. Auch diesmal ist der Verfasser ein Zeitungsberichterstatter, der Jahre in dem geschilderten Gebiet gelebt und es seiner ganzen Ausdehnung nach bereist hat. Berichterstatter sind gewohnt, die Augen offenzuhalten und Vorgänge anschaulich darzustellen, was auch im vorliegenden Fall dem Buch sehr zum Vorteil gereicht. Der Verfasser hat sich dazu noch bemüht, die vorhandene meist englische Literatur über die Geschichte und die Struktur des Gebietes zu studieren, und das gibt seinem Werk Tiefgang. Selbst sehr komplizierte Geschichtsabläufe — z. B. die Entwicklung der Revolutions- und Gegenrevolutionsbewegungen in Jemen und Südjemen — oder soziologische Abstufungen — siehe Libanon — werden klar und verständlich.

Der Verfasser hat zehn Ländern des Mittelostens je ein Kapitel gewidmet und ein weiteres über „Erdöl“ eingeschoben, am Ende noch den Sudan und Lybien einbezogen und zuletzt ein Kapitel über „Die Araber und Israel“ angefügt. Israel selbst ist nicht Thema, vielmehr wird die arabische Einstellung dem neuen Staat gegenüber in sehr grundlegender Weise, aber nicht unkritisch, beschrieben; Hottingers Prognosen stimmen pessimistisch!

Das Buch stellt die Zustände bis Anfang 1970 dar; inzwischen hat sich vielerlei ereignet, der Waffenstillstand zwischen Ägypten und Jordanien mit Israel, der Tod Nassers, der Bürgerkrieg in Jordanien. Doch hat sich an den Grundtatsachen wenig geändert, und das Buch hat deshalb nichts von seiner Aktualität verloren.

Dr. R. Sivron-Hoffnung

Jean Lequiller

Le Japon

Editions Sirey, Paris 1967, 62t S., 56 Ffr.

Jean Ganiage/Hubert Deschamps/
Odette Guitard

L'Afrique au XXe siècle

Editions Sirey, Paris 1967, 908 S., 70 Ffr.

Zwei Werke erschienen in Frankreich, die für den Wirtschaftshistoriker und den Wirtschaftsgeographen eine große wissenschaftliche Fundgrube darstellen. Die politische, soziale und ökonomische Entwicklung eines Kontinents und eines Landes werden darin für die vergangenen Jahrzehnte mit großer Sachkenntnis aufgezeigt.

Während noch Mitte des vergangenen Jahrhunderts Japan für den Europäer ein kaum bekanntes Land war, hat sich dies seit Beginn dieses Jahrhunderts, vor allem seit Ende des zweiten Weltkrieges, stark geändert. In wenigen Jahrzehnten ist Japan das industrialisierteste Land Asiens geworden und hat somit den Prozeß der Wirtschaftsentwicklung der westlichen Länder in kürzester Zeit nachvollzogen. Die sich daraus ergebende Problematik wurde von Lequiller, der lange in Japan lebte und aus Erfahrung berichten kann, klar erkannt. Für Japan, das als Brücke zwischen dem kommunistischen asiatischen Kontinent und dem kapitalistischen Amerika angesehen werden kann, ist folgende Tendenz erkennbar: die politische und wirtschaftliche Entwicklung Chinas ist für die japanische Wirtschaft ein Novum, aus dem sie vor allem ökonomischen Nutzen ziehen möchte; Sowjetrußland wird weniger in die Wirtschaftsbemühungen einbezogen, dagegen Europa und vor allem Südostasien, Afrika und Lateinamerika. In diesen Ländern der „Dritten Welt“ versuchen die Japaner mit großem Erfolg, durch eine moderne Art von Kolonialpolitik, Fuß zu fassen.

Der japanische Wirtschaftsaufschwung ist enorm und gleichzeitig soziologisch problematisch. Lequiller schreibt hierzu:

„Die japanischen Ingenieure haben ihrem Land den schnellsten Zug der Welt konstruiert; den Professoren, Philosophen, Priestern jeder Konfession, Schriftstellern und selbst Politikern obliegt es nun, diesem phantastischen technischen Fortschritt einen Sinn zu geben.“

Die Lektüre von Lequillers Buch vermittelt dem Leser das Wissen über ein Land das ihm erlaubt, Urteile zu fällen, die historisch-ökonomisch begründet sind.

Das gleiche gilt für die Lektüre des Afrikabuches. Das Werk ist Ergebnis der Zusammenarbeit mehrerer Wissenschaftler: Ganiage und Deschamps, beide Professoren an der Sorbonne, behandeln Nordafrika bzw. West-, Zentral- und Nordostafrika. Guitard, *Maitre-Assistant* in Aix-en-Provence, untersucht Süd- und Ostafrika. Eine große Sachkenntnis erlaubt es dabei den Verfassern, stark in die Details einzudringen und die enge Verbindung zwischen Politik und Wirtschaft in den einzelnen Ländern dieses Kontinents aufzuzeigen.

Ein Entwicklungsvergleich, der sich nach der Lektüre beider Bücher durchführen läßt, ist äußerst interessant. Auf der einen Seite zeigt sich ein Land, das in seiner Gesamtheit in kürzester Zeit auf dem Weltmarkt eine bedeutende Stellung errungen hat. Auf der anderen Seite erkennt man einen Kontinent, in dem sich die Vergangenheit mit dem Modernen verbindet und zu verbinden sucht — auf Grund vieler noch vorherrschender Tabus sich jedoch oft kaum zu überwindenden Schwierigkeiten ge-

genübersieht, verstärkt durch eine in manchen Gebieten anzutreffende politische Unreife.

Beide Bücher sind sowohl dem Fachmann wie auch dem Laien und Interessenten dieser Länder zu empfehlen. Durch die umfangreichen Stichwortverzeichnisse nehmen die Bücher den Charakter eines Nachschlagewerkes an und die ausführlichen Literaturhinweise, besonders im Japanbuch, erlauben ein tiefgehendes Weiterstudium.

Obwohl das statistische Material, auf Grund technisch bedingter Schwierigkeiten, nicht immer auf dem neueren Stand ist, läßt es jedoch gut die Entwicklungstendenzen erkennen und erlaubt die Formulierung pointierter Schlußfolgerungen. *Günter Nagel*

Armando Cordova/Hector Silva Michelena

Die wirtschaftliche Struktur Lateinamerikas

Drei Studien zur politischen Ökonomie der Unterentwicklung. Edition Suhrkamp Nr. 311, Frankfurt 1969. 130 S., kart. 4,— DM.

Ulrich Peter Ritter

Dorfgemeinschaften und Genossenschaften in Peru

Göttinger Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Studien, Bd. 4. Verlag Otto Sdnwartz & Co., Göttingen 1966. 117 S., kart. 15,80 DM.

In dem Bändchen Nr. 311 der „Edition Suhrkamp“ versuchen junge Sozialwissenschaftler der Universität Caracas in Venezuela neue Ansatzpunkte zur Durchleuchtung der wirtschaftlichen Struktur Lateinamerikas im allgemeinen und der spezifischen ihres Heimatlandes zu finden. Im ersten Abschnitt des Werkes findet *Armando Cordova* die „Elemente einer Definition der wirtschaftlichen Unterentwicklung“. Der zweite von *Hector Silva Michelena* verfaßte Teil stellt die „Beschäftigungsprobleme und sozio-ökonomische Struktur in einem Öl-Lande“ dar. Instruktive Zahlentabellen und Diagramme dienen diesem Vorhaben. Abschließend wird in einem dritten Teil von beiden Autoren gemeinsam „die wirtschaftliche Struktur der unterentwickelten Länder“ behandelt. Das geschieht nach einem vorläufigen Schema mit neuen Einsichten für die Analyse einer Wirtschaftsstruktur.

Die Übersetzungen aus dem venezolanischen Spanisch besorgten *Elena Hochman* und *Heinz Rudolf Sonntag*. Ihr Kommentar „Theorie und Praxis in der Sozialwissenschaft in Lateinamerika“ weist nach, daß der früher als selbstverständlich angesehene, nur sachbetonte Pragmatismus des Profitkapitals von einer fortschrittlichen Betrachtungsweise mehr und mehr abgelöst wird. Diese marxistisch fundierte Wissenschaft fragt mit dem *Warum* auch gleich-

zeitig nach dem *Wie*. Sie will über die „Lösungen mittlerer oder kurzer Reichweite“ hinaus. Das Bestehende wird in Frage gestellt, und der Mensch zum Kriterium des Urteils gemacht.

„Die Politisierung der Sozialwissenschaften in Lateinamerika“, so stellen die Kommentatoren fest, „mündet heute in ein total kritisches Denken, das sich auf die konkrete Struktur der Praxis richtet. Es ist auf der Suche nach der Verwirklichung des ‚neuen Humanismus‘, von dem *Che Guevara* gesprochen hat, des ‚schwierigen Sozialismus‘ (*Andre Gorz*). Es sucht die eigene ‚kulturelle Identität‘ (*Alfredo Chacon*) in der Überwindung der wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Abhängigkeit des Beherrschenseins.“

Der Bericht von *Ulrich Peter Ritter* über die „Dorfgemeinschaften und Genossenschaften in Peru.“ der als Band 4 in der Reihe „Göttinger Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Studien“ bereits 1966 erschienen ist, wirkt als Musterbeispiel für die trotz harter Arbeit nur geringen Erfolge der derzeitigen Entwicklungshilfe in diesem Lande, in dem ein Prozent der Eigentümer 75 %/o des bebaubaren Bodens besitzt und in dem ausgerechnet eine deutsche Firma über eine Landfläche verfügt, die der Größe von Belgien entspricht.

Ritter sagt schon in der Einleitung zu seiner sehr sachlichen und gut orientierenden Untersuchung, daß „die überhaupt nicht oder nur in sehr geringem Ausmaß erfolgte Eingliederung der indianischen Landbevölkerung in die Volkswirtschaft den Kern der sozialen und wirtschaftlichen Seite des Indioproblems (darstellt)“. Traditionelle, gesetzgeberische, juristische, bürokratische, arbeitstechnische, erzieherische und allgemein menschliche Unzulänglichkeiten sind, wie der Autor immer wieder an den gegebenen Zuständen nachweist, die Ursachen für das Versagen der bisherigen inländischen und ausländischen Entwicklungsbemühungen. Diese sind aus dem Stadium der Experimente nie herausgekommen.

Wenn es den jetzigen militärischen Machthabern in Peru mit der dekretierten, totalen Bodenreform ernst ist, sollten jetzt die „erforderlichen gesetzgebenden und institutionellen Voraussetzungen geschaffen“ werden können, für die in diesem Buch zweifellos nützliche Vorarbeit geleistet worden ist. *Hermann Lücke*

Maschinen wie Menschen

In der Reihe „Modelle für eine neue Welt“, Verlag Kurt Desch, München 1969, 228 S. 24,— DM.

In der von *Robert Jungk* und *Hans Josef Mundt* herausgegebenen Serie „Modelle für eine neue Welt“ befaßt sich dieser Band mit der Entwicklung von Computern und elektronisch gesteuerten Maschinen. Er orientiert eingehend über die jüngsten Forschungen und die in Erprobung stehenden Modelle. Seine

Autoren sind mit Ausnahme eines Science-Fiction-Schriftstellers durchweg Fachleute, ja oft die Erfinder neuer Systeme von Digital-Rechnern oder noch komplizierteren und zu noch erstaunlicheren Leistungen befähigten Maschinen, die immer mehr Funktionen des Menschen übernehmen können, die lesen, lernen, sprechen, spielen, planen, kontrollieren, die den Menschen an Kraft übertreffen, Arme besitzen, ja sogar Intelligenz und Persönlichkeit.

Kybernetiker und Zukunftsforscher wie der Franzose *Pierre Berteaux* haben schon vor Jahren darauf aufmerksam gemacht, daß allen pessimistischen Prognosen zum Trotz Maschinen entwickelt werden können, welche Verrichtungen übernehmen, von denen auch heute noch viele der sogenannten Gebildeten mit Bestimmtheit erklären, sie würden auch künftig nur von Menschen ausgeführt werden können und nie von Maschinen, von „Denkzeugen“ wie sie Berteaux in Analogie zu Werkzeug und Fahrzeug nennt. Der vorliegende Band schildert bis ins Detail, wie solche Maschinen, die lesen, lernen, spielen, planen oder kontrollieren können oft in Nachbildung der Funktionsprinzipien des menschlichen Gehirns und Nervensystems konstruiert werden, welche ungelösten Probleme noch bestehen und mit welchen Hilfsmitteln man an deren Lösung herangeht.

Es wird auf viel Fachliteratur verwiesen und zwar meist auf angelsächsische. Auch die Autoren des Buches, eine Übersetzung des englischen Werkes „Machines like men“, entstammen durchwegs der angelsächsischen Welt. Ob sich darin die „technologische Lücke“ des kontinentalen Europa spiegelt, wollen wir offen lassen. Jedenfalls scheint die Forschung auf dem Gebiet der „denkenden“ Maschinen in den USA heute vor der europäischen einen bedeutenden Vorsprung zu besitzen, wofür nicht zuletzt die amerikanischen Anstrengungen hinsichtlich der Weltraumfahrt verantwortlich sind, da diese eine Vielzahl von ferngesteuerten Apparaturen benötigt. Und ohne diese Stimulans (und das der Rüstung) scheinen Staaten und Wirtschaftsmächte nicht die Voraussetzungen für die erforderliche Forschungsarbeit bereitstellen zu wollen, obwohl manche dieser „Denkzeuge“ in Wirtschaft, Verwaltung, Verkehrswesen, Medizin recht nützlich sein könnten. Gerade das macht dieses Buch deutlich, das leider weitgehend in der Fadsprache der Kybernetiker geschrieben ist und daher ungeachtet eines Anhangs von Erklärungen der Fachausdrücke selbst nicht jedem gebildeten Durchschnittsleser gehobener Sachbücher durchweg verständlich werden dürfte. Denn um es voll zu würdigen, muß man schon mehr wissen als was „hardware“ und „software“ im Computer und Elektronenrechner bedeuten!

Walter Gyssling

LIFE-Bildsachbücher

Rowohlt Verlag, Reinbek. Jeder Band 6,80 DM.

Die LIFE-Bildsachbücher sollen ein breites Publikum über Geschichte, Anwendungsbereiche und Zukunft der naturwissenschaftlichen Forschung informieren. Jeder Band enthält rund 180 Abbildungen, darunter jeweils über 100 farbige.

David Bergamini: Mathematik (Band 6677—79). In diesem Band wird die Entwicklung des mathematischen Denkens von den urchinlichen Zählmethoden der Naturvölker über die mathematischen Entdeckungen der Inder, Griechen und Araber bis zur Kybernetik Norbert Wieners und Einsteins Relativitätstheorie nachgezeichnet. Alle Aspekte der Mathematik und ihre unübersehbaren Anwendungsbereiche werden ausgebreitet.

Mitchell Wilson: Energie (Band 6680—82). Unter dem Blickwinkel des Energiebegriffs wird in diesem Band eine Geschichte der Physik und der Technik gegeben. Es gelingt dem Autor, die verwirrende Vielfalt der Energiearten und ihre unterschiedlichen Erscheinungsformen anschaulich darzustellen. Wegen ihrer überragenden Bedeutung behandelt er die Atomenergie besonders ausführlich.

Edward V. Lewis I Robert O'Brien: Schiffe (Band 6683—85). Die Autoren geben eine Geschichte der Seefahrt und des Schiffbaus, die von den Einbäumen der Frühzeit bis zu den Unterseebooten mit Atomtrieb heutiger Tage reicht. Daneben werden zahlreiche Einzelfragen, wie z. B. die physikalischen Gesetze des „Seigens gegen den Wind“ und die Kraftübertragung von den Schiffsmaschinen auf die Schraube erläutert. Auch die verschiedenen Methoden der Navigation werden beschrieben.

Alan E. Nourse: Der Körper (Band 6686—88). Die Lebensvorgänge, die unseren Körper in seinen Funktionen bestimmen, werden offengelegt. Aufschlußreich ist die Schilderung der Arbeitsweise der einzelnen Organe und Systeme. Auch die allgemein bewegenden Fragen, warum wir altern und erkranken, und wie weit die Erforschung des gesunden und kranken Menschenkörpers fortgeschritten ist, werden behandelt.

Ralph E. Läpp: Die Materie (Band 6698—6700). Der Autor schildert den Weg, den die Wissenschaft zurückgelegt hat, um das Wesen der Materie zu erforschen. Sehr instruktiv ist die illustrierte Darstellung sämtlicher Elemente mit allen Einzelheiten, wie Ordnungszahl, Atomgewicht, Schalenaufbau und besonderen Eigenschaften.

Conrad G. Mueller I Mae Rudolph: Licht und Sehen (Band 6701—03). In diesem Band wird die Geschichte der Erforschung der Natur des Lichts und die Entwicklung des Auges vom lediglich lichtempfindlichen Fleck der Ein-

zeller bis zum hochdifferenzierten „Sehapparat“ des Menschen beschrieben. Besonders interessant ist die Schilderung der Physiologie und Arbeitsweise des Auges sowie der Verarbeitung des Gesehenen im Gehirn.

John Pfeiffer: Die lebende Zelle (Band 6704—06). Die Zellforschung ist eines der interessantesten Gebiete der modernen Biologie. Die Zellen sind die Grundbausteine aller Formen des organischen Lebens. Der Autor beschreibt ihren Aufbau und ihre Arbeitsweise. Eingehend befaßt er sich auch mit den vielfältigen Problemen der Vererbung.

Robert O'Brien: Die Maschinen (Band 8). Am Anfang der technischen Evolution standen einfache „Maschinen“, wie Flaschenzug, Hebel, Rad, schiefe Ebene und Keil. Die Konstruktion der Dampfmaschine leitete die erste industrielle Revolution ein, die der Menschheit eine gänzlich neue Dimension erschlossen hat. O'Brien gibt einen Abriss der Entwicklung der Maschinenteknik von den Anfängen bis in unsere Zeit. *Waldemar Block*

Ernst Klee

Thema Knast

Verlag Stehen & Co. Bremen 1969. 123 S., kart. 5,80 DM.

Am 30. März 1951 wird Jakob Lang im Namen des Volkes zu lebenslanger Zuchthausstrafe verurteilt. Was war geschehen?

Ein Arbeiterkind aus dürftigen Verhältnissen, meldete sich Lang 1943 als Unteroffizierschüler; ein Kind seiner Zeit, lernte er keinen Beruf. Denken gewöhnte man ihm ab. Statt dessen wurde er, wie es im Urteil heißt, im Gebrauch von Waffen vorzüglich ausgebildet: Wer töten soll, denkt besser nicht. Nach dem Zweiten Weltkrieg hatte der 18jährige ein durchschossenes Kniegelenk. Sonst nichts. Auf der Zeche arbeiten konnte er nicht, wegen der Verletzung. Aus der Heimat ausgewiesen und in Not, blieb er bei dem, was er gelernt hatte. Bei einem Einbruch entdeckt und verfolgt, zog er den Abzug der Pistole durch und traf tödlich. Seine Richter stellten fest, daß es ihm nicht nachgewiesen werden konnte und auch nicht dem in der Hauptverhandlung gewonnenen Eindruck entsprach, er habe mit direktem Vorsatz den Tod des Verfolgers gewollt. Sie nahmen bedingten Vorsatz an, weil Lang in Kauf genommen habe, daß ein Mensch getötet werden könnte. Und Lang bekam, „was ihm zu stand“: Lebenslang Zuchthaus.

Das Buch enthält zum größeren Teil den Briefwechsel Langs mit einem katholischen Geistlichen und ist ein Plädoyer gegen die Unmenschlichkeit und Sinnlosigkeit der lebenslangen Freiheitsstrafe. Der veröffentlichte Briefwechsel beginnt im Sommer 1961. Der letzte Brief ist vom Juni 1969. Vermut-

lich sitzt Lang auch heute noch in der Landesstrafanstalt Rheinbach. Möglicherweise wird die Landesstrafanstalt auch für ihn irgendwann zur „Landesgrabanstalt“, wie jemand versehentlich adressierte. Diesem Schicksal gehen er und mehr als tausend andere zu lebenslanger Strafe Verurteilte in der Bundesrepublik entgegen, obwohl diejenigen, die das beurteilen können, sich darin einig sind, daß eine sehr große Zahl von zu lebenslanger Strafe Verurteilten ohne Gefahr für die Allgemeinheit begnadigt werden könnte.

Was in der Öffentlichkeit kaum bekannt ist, dieses Buch macht es deutlich: Die Begnadigung Lebenslänglicher ist eine politische Frage. Der Verurteilte Lang wußte das schon 1962: „Ob ich in absehbarer Zeit ein Gnadengesuch einreiche, das weiß ich noch nicht. Ich habe beim Ministerpräsidenten angefragt, ob sich das überhaupt noch lohnt. Ich bin darauf gekommen, weil der Justizminister (CDU) vor der Landtagswahl während einer Wahlrede sagte: Er wäre stolz darauf, sagen zu können, daß während seiner Amtszeit noch kein Mörder begnadigt wurde. Wenn das schon etwas geworden ist, worauf bei uns ein Politiker stolz sein darf und womit Wahlstimmen gewonnen werden können, dann sei mir Gott gnädig, dann sieht es böse aus.“

In der Tat, es sieht sehr böse aus, wenn unsere Politiker den Angstmacher „Mord und Totschlag“ hegen, um auch noch für den letzten Rechtsradikalen akzeptabel zu sein. Es sieht böse aus, wenn ein Gnadenerweis ohne Begründung — und das ist die übliche Praxis — abgelehnt wird oder wenn untergeordnete Behörden gegen die Begnadigung argumentieren, weil sie die Möglichkeit nicht ausschließen können, daß der Verurteilte „nach einer Begnadigung noch einmal in irgendeiner Weise straffällig werden könnte, und sie (die Behörde) sich dann Vorwürfen von Seiten der Bevölkerung ausgesetzt sähe“.

Der Verurteilte Lang weiß, wie aussichtslos es ist, diesen volkstümlichen, aber am Kern der Sache vorbeigehenden Vorstellungen zu begegnen: „An die Möglichkeit, daß ich noch einmal straffällig werden könnte, daran kann die Behörde immer glauben, solange ich nicht beweisen kann, daß ich gottähnlich geworden bin und auch weiterhin als Mensch mein Dasein fristen muß.“

Das Buch wird den Katholiken, wie jeden Christen, aber auch den, der nicht glauben kann, wie den überzeugten Atheisten, beeindrucken. Der Mörder Lang kämpft nicht nur um seine Freiheit, entschiedener noch kämpft er um sich selbst und seinen (katholischen) Glauben. Und er, ein von der Gesellschaft Ausgeschlossener, sieht im Christsein die soziale Verpflichtung: „Ich bin im übrigen der Meinung, daß der Allmächtige sich um die irdischen Nöte eines Menschen nicht kümmert. Da-

zu hat er dem einzelnen einen nächsten gegeben, damit dieser sich an solch einer Aufgabe bewährt."

Ernst Klee hat den Briefwechsel Längs herausgegeben. In acht Kapiteln, die den Briefen voranstehen, führt er uns in das „Thema Knast“, den Alltag einer Strafanstalt ein. Die Darstellung Klees zeichnet sich durch Kürze und Anschaulichkeit aus. Er schreibt gewissermaßen in Schlagzeilen. Dabei entstehen Schlaglichter, aber keine Vergrößerungen. Er deckt auf, zeigt Unterschwelliges und Hintergründiges, er ist selbst engagiert und engagiert damit seine Leser. Es gefällt mir, daß er sich auf knapp 40 Seiten beschränkt hat; andere hätten aus seinem Material vielleicht ein Buch gemacht und nichts gesagt. Er verdient Dank, daß er nicht nur „private Scham“ (so die Überschrift des ersten Kapitels) empfand, sondern mit seiner Veröffentlichung bewies, was Strafvollzug in Deutschland ist: eine öffentliche Schande. Und wenn einer meint, so könne es ja wohl doch nicht sein und Klee und Lang seien wohl befangen und subjektiv und vereinfachten und hätten vielleicht keine Distanz zur Sache und alle anderen Ein- und Ausreden dazu, dann widerspreche ich und be-

rufe mich auf mehr als acht Jahre Vollzugspraxis und sage: Es ist noch viel schlimmer, die barbarische Wirklichkeit des Strafvollzuges kann keiner beschreiben, nicht der eingesperrte Lang und nicht der außenstehende Klee.

Was ein Bestrafter vom Strafvollzug zu erwarten hat — die Richter des Kammergerichtes Berlin haben sich erst vor wenigen Jahren nicht geniert, dies wieder einmal klar und deutlich festzustellen. Man kann es bei Klee nachlesen. Unter Ausschöpfung aller rechtsstaatlicher, denkgesetzlicher, juristenlogischer usw. usw. Umstände entschieden die Kammerrichter: „Er (der Gefangene) hat dementsprechend uneingeschränkt nur noch das Recht auf Leben und körperliche Unversehrtheit. Seine Gefangenhaltung hat grundsätzlich die völlige Isolation von der Umwelt zur Folge. Jegliche Vergünstigung, insbesondere jeder Kontakt mit dem Gefangenen ist naturgemäß nur nach dem Ermessen und durch die Vermittlung des Gewalthabers denkbar, dessen einzige Pflicht gegenüber dem Gefangenen darin besteht, das diesem uneingeschränkt gebliebene Recht auf Leben und auf eine damit zusammenhängende gesunderhaltende Behandlung nach zeitgemäßen Erkenntnissen zu gewähren.“

Günter Müssig